sind Mittelchen, von großzügigen staatlichen Einrichtungen bis herab zu Wohltätigkeitsunterhaltungen, um diese Not beseitigen zu helfen.

Alle diese Versuche, die natürlich ungemein erwünscht sind, kommen jedoch der soziologischen Seite der Witwenfrage nicht näher.

Wir müssen uns zunächst die Frage vorlegen, wieso gerade die Frauen, die das vielgepriesene Ideal der Hausfrau verkörpern, auf sich allein gestellt, von diesen Hausfrauentugenden so wenig praktischen Nutzen ziehen können. Da die bezahlten Stellungen von Wirtschafterinnen und Verwalterinnen nur dünn gesät sind, bleibt die Betätigung in der Hauswirtschaft zumeist an die Voraussetzung eines Ernährers gebunden, der für die Kosten des Heimes und des Haushaltes aufkommt. Wir finden hier eine Analogie zu der merkwürdigen Erscheinungsform der Symbiose in der Biologie, die zwei ganz verschiedene Organismen mit differenten Funktionen ausstattet und diese zwei aufeinander angewiesenen Lebewesen derart ergänzt, daß mit dem Absterben des einen Organismus auch das Leben des anderen erlischt. Auch die Hausfrau ist eine symbiotische Erscheinungsform, mit dem Verlust des Ernährers wird ihr die bisherige Daseinsbasis entzogen.

Daraus geht hervor, daß die Nur-Hausfrau in geringem Grade befähigt ist, sich durch ihre Hauswirtschaftstätigkeit selbst weiter zu bringen, daß sie auf die Versorgung in der Ehe und nach der Ehe angewiesen ist.

Wie es mit dieser Versorgung aussieht, dafür sprechen am besten die steigenden Zahlen der außerhäuslichen Berufstätigkeit verheirateter Frauen, sowie der mitbesitzenden Familienmitglieder. Das Einkommen des Familienvaters reicht immer weniger aus, Frau und Kinder zu erhalten, geschweige denn für Witwe und Waisen vorzusorgen. Wie sehr wird jedoch der verheiratete Frau die Berufsarbeit erschwert! Aus der erbitterten Gegnerschaft der Berufstätigkeit der Frauen im allgemeinen ist nur eine Abneigung gegen das berufliche Wirken der Ehefrauen zurückgeblieben. Während die ledigen Mädchen in den meisten Berufsgattungen — Banken, Ämter, kaufmännischer Dienst, Bedürftigkeit — Aufnahme finden, bildet ihre Verheiratung die Ursache, sie von ihrem bisherigen Wirkungsfeld auszuschließen. Da die Ehe noch immer als eine Versorgungsanstalt betrachtet wird, der Beruf der Mädchen hingegen nur ein kurzes Interregnum vorstellt, wird dem Berufsleben der Mädchen in der Familie nicht genug Ernst entgegengebracht. Es verlohnt sich diesen kurzfristigen Erziehern nicht, Berufsspitzen, Energie und Tüchtigkeit der Mädchen auszubilden und ihren Sinn auf höhere Berufsziele zu lenken, und nur zu häufig werden die Mädchen veranlaßt, ein ausschließliches Vortäuschen vorzeitig abzubrechen. Wie viele dieser Frauen werden in einem späteren Lebensabschnitt ihrer unterbrochenen Berufsarbeit nachtrauern, wenn sie im vorgeschrittenen Alter wie eine Anfängerin mit geringeren Ansprüchen ins Erwerbsleben zurückkehren müssen. So mancher wird dann die traurige Erkenntnis dämmern, daß nicht der Beruf ein Durchgangsstadium zur Ehe, sondern die Ehe ein Durchgangsstadium zum Beruf ist.

Hier liegt der Kern des Witwenproblems, alle Frauen zu befähigen, sich selbständig erhalten zu können, in ihrem Vorwärtskommen nicht zu behindern und die Rubriken „ledig, verheiratet, verwitwet, geschieden" möchten vom Standpunkt statistischen Interesses zu verwerfen.

Die berufslosen Witwen vermehren das Massheum unserer Volkswirtschaft, da sie als unproduktive Elemente nichts zum Aufbau der vernichteten Werte beitragen, sondern auf äußere Hilfe angewiesen sind.

Wenn mit zunehmender Einsicht für die soziale und wirtschaftliche Bedeutung der Selbstversorgung der Witwen alle Frauen zu selbständigen Staatsbürgerinnen herangebildet sein werden, dann wird sich das umgekehrte Verhältnis wie bei der Symbiose bei der Hausfrau herausstellen: Die unabhängigen Frauen, auf keine wohltätige Fürsorge angewiesen sind, tragen dazu bei, die Leistungsfähigkeit unserer Gesellschaft zu heben und zu vermehren.

Bulgarischer Volkshumor.

Wenige Völker nicht nur Europas, sondern der Erde überhaupt haben auf einem langen Wanderleben einen so reichen volkstümlichen Märchen- und Sagenschatz bewahrt wie die Bulgaren. Und doch erstaunlicher vielleicht ist es, daß dieses um seine politische und kulturelle Größe noch ringende Volk, wie Adolf Strauß in einer umfassenden ethnographischen Studie über die Bulgaren sagt, im unsern Tagen auch auf dem Gebiete des Sammelns und Erforschens seiner alten Sagen, Sitten und Gebräuche eine staunenswerte Tätigkeit entfaltete." Eine ganz eigenartige Tiefgenügkeit, die manchmal einen köstlichen Humor enthält, ist uns dadurch erhalten.

Da ist z. B. die Sage von der Erschaffung der Frauen und ihrer Charaktertypen. Sie geht nicht bis auf Adam, sondern nur bis auf Noah zurück, den Gottes Güte mit einem Weibe und einer Tochter gesegnet hatte. Als er nun die Arche für die Sintflut bauen wollte, dingte er dazu drei weise Meister, deren einer ihm aber nur unter der Bedingung dienen wollte, daß er seine Tochter zur Frau bekäme. Noah hätte sie ihm schon gegeben, aber die beiden anderen Meister wollten nicht leer ausgehen, und nun war guter Rat teuer. Da verwandelte Gott, um Noah aus diesem Konflikt zu erlösen, seine Katze und seinen Esel in Jungfrauen. Als es Tag war, fand Noah drei Töchter vor, die alle einander gleich waren. Als er dies Wunder sah und die Katze und den Esel vermißte, reimte er sich den Hergang zusammen. Er gab nun die drei Mädchen den Meistern, und die bauten die Arche. Nach einiger Zeit traf Noah einen der Schwiegersöhne und fragte: „Wie? Du gesund und wohlauf? Wie lebst Du mit meiner Tochter?" „Gut lebe ich mit ihr, Vater", antwortete der Mann, „aber wenn sie böse ist, schreit sie wie ein Esel!" „Oh", dachte Noah bei sich, „das ist die aus dem Esel . . . " Am nächsten Tage traf er den zweiten Schwiegersohn und fragte auch den, wie er mit seiner Tochter lebe. „Wir leben gut miteinander, Vater, aber wenn sie böse ist, kratzt sie wie eine Katze und miaut fürchterlich!" „Aha", dachte Noah bei sich, „das ist die aus der Katze . . . " Am dritten Tage traf er den dritten Schwiegersohn und begann dasselbe Gespräch, wie er mit seiner Tochter lebe. „Besser als gut, Vater", versetzte der Mann, „man merkt es kaum, daß jemand im Hause ist, sie schaltet wie eine rechte Frau!" „Ach, das ist die, die von meinem Herzen kam", dachte Noah bei sich. Von diesen drei Töchtern des weinrothen Weibchens entstammen die Weiber: die einen schreien wie Esel, die anderen kratzen wie die Katzen, wenn sie böse sind . . .

Auch sonst lieben es die Bulgaren, die Frauen in irgendeinen Zusammenhang mit den Katzen zu bringen. Nach einer anderen Sage wollte Gott der Frau gerade das Weib erschaffen und hatte dabei die bekannte Rippe herausgeschnitten, als die Katze herantrabte und die Rippe entführte. Gott dachte noch schnell nach über, behielt aber nur den Schwanz in der Hand, aus dem er dann Eva schuf. Eine andere Variantwürdige Sage knüpft sich an den Kuckuck, der durch die Frauen in die Welt gekommen ist. Einst war es so im Mohnat März, in der Zeit des Pflügens und der Zeit des Mähens oder gar erst zur Ernte wieder heimkehrten. Den Burschen zogen auch ihre Schwestern nach und verfolgten von den Pflügen auf den Bäumen weinten sie oft bitterlich „bruni, bruni!" (Brüder, Bruder!) Weil nun die Mädchen so sehr die Burschen bejweinten (bulgarisch: kukali), so wurden sie in Kuckucks verwandelt. Deshalb fliegen die Kuckucks auf den Bäumen herum und weinen ihren Brüdern nach. Aber noch heute bauen sie kein eigenes Nest, denn sie sind so ledige junge Mädchen . . . . .

Morgenhäubchen.

Unsere Mütter trugen auch Morgenhäubchen. Ich weiß, daß eine dieser Reliquien, vollendet fächerähnlichen Dinger, die von einer Bandschleife geziert auf dem Haupte thronten — ohne das morgendliche Haar zu decken —, den Traum meiner Kindheit ausmachte und mir den Unbegriff zur Haushaltrauben Poesie bedeutete. Ich muß gestehen, daß die Wirklichkeit der heutigen Mode meine Träume weit in den Schatten gestellt hat; denn was wir heute als Morgenhäubchen tragen, umrahmt nicht das Haupt, sondern mit dem ganzen Reiz des 18. Jahrhunderts und seiner Schönen. Die Morgenhäubchen bergen unter ihrem zarten Spitzen- Tüll- oder Batistgeflecht das schnell ausgeschlechte Haar. Mit Volants und Krausen das Gesicht und beleben seine Hautfarbe durch Seidenbänder, die durch das Weiß gezogen sind, oder durch Rosetten und Schleifen, die aus dem Gerüstet herausragen. Nicht nur im Schlafzimmer sind diese Häubchen passend, sondern ganz besonders reizend zu einem lichten Morgenkleid, in dem man auf der Veranda das erste Frühstück einnimmt. Unentbehrlich aber werden sie in Gesellschaften, im Theater, zu Bubtagen, in Migränestunden, kurz immer, wenn man im Bett liegen muß und doch einigen Nächsten den Eintritt in das Schlafzimmer lassen kann.

Wie viel Kaffee wird in einem Jahre getrunken?

Es ist ein geradezu ungeheurer Strom von Kaffee, der tassen- und schluckweise in jedem Jahre durch die Kehlen der Menschheit rinnt. Der jahresverbrauch an Kaffee beträgt nämlich im Durchschnitte noch weniger als eine Milliarde und 300 Millionen Kilogramm. Ein volles Drittel dieser Kaffeemassen verbrauchen die Vereinigten Staaten; das zweite größte Kaffeetrinkerland aber ist unser Vaterland, welches einen Jahresverbrauch von 139 Millionen Kilogramm hat. Es folgen Frankreich mit 110 Millionen, Oesterreich-Ungarn mit 57 Millionen, Belgien mit 40 Millionen, Holland mit 30 Millionen, Italien mit 28 Millionen und Argentinien mit 14 Millionen Kilogramm. Auch in England werden nur 14, in Rußland sogar nur 12 Millionen Kilogramm Kaffee im Jahre verbraucht. Es liegt auf der Hand, daß in diesen beiden Ländern der weltverbreitete Teegenuß dem Kaffeeverbrauche Abbruch tut. 11 Millionen Kilogramm Kaffee im Jahre verbraucht noch die Schweiz, während alle anderen Länder hinter dieser Verbrauchsziffer zurückbleiben.

Druckknöpfe.

Der Druckknopf ist ein Gegenstand,
Der wichtig ist im ganzen Land;
Das Inland hat ihn nötig sehr,
Das Ausland aber noch viel mehr.
Der Druckknopf schließt das Damenkleid
Und gibt der Frau Gelegenheit,
Zu zähmen jeden Ehemann,
Der noch nicht recht gehorchen kann.
Die Haken und die Oesen sind
Veraltet längst. Es trat geschwind
Der Druckknopf in die Weltgeschicht'! . . .
Und ohne Druckknopf geht es nicht.

Der Druckknopf, dessen Herrschaft naht,
Ist aber deutsches Fabrikat.
Bei Kriegsbeginn hat der Export
Aus Deutschland aufgehört sofort.
Einst sprach John Bull voll Gottvertrau'n:
„Verhungern sollen Deutschlands Frau'n!"
Heut aber ist das Elend groß:
Die Britenfrau'n sind druckknopflos.
Schon hat John Bull sanft eingelenkt,
Fast scheint's, daß er an Frieden denkt,
Es geht ihm eben herzlich schlecht
Und auch der Mammon langt nicht recht.
Bestärkt wird er in diesem Tun
Von druckknopflosen Frauen nun.
Die Lady drückt nicht auf den Knopf,
Sie drückt auf den Minister Kopf.
Der Druck schneeweißer Fingerlein
Soll öfters recht erfolgreich sein . . . . .
Vielleicht hat er so viel Gewalt.
Daß er den Frieden dringt alsbald.

H. Schaeffer.

Knackmandeln.

Lösung des Rätsels aus Nr. 40:
Emmich, Linsingen, Hindenburg, Heeringen.

Wieder haben wir so viele richtige Rätsellösungen erhalten, daß wir wegen Raummangels nicht in der Lage sind, die Namen der Rätsellöser zu veröffentlichen.

Die Prämie: „Die Frau von 30 Jahren" von Honore de Balzac,
entfiel auf Heieue Naumann, Alt-Scherbitz.

Schieberätsel.

Einsiedler
Strohkorb
Scharnhorst
Serailen
Arminius
Leinwand
Orlando.

Die Wörter sind ohne Aenderung der Reihenfolge, also nur durch seitliche Verschiebung, so untereinander zu setzen, daß zwei senkrechte Buchstabenreihen ein feindliches Land und dessen leitenden Staatsmann bezeichnen.

Prämie: Aus dem Füllhorn der edlen deutschen Musica, eleg. geb.

Die Auflösung erfolgt in der nächsten Sonntags-Nummer. Lösungen müssen bestimmt bis nächsten Dienstag früh an die Redaktion des „General-Anzeigers" mit der Aufschrift „Rätsel-Lösung" gelangt sein.

Skataufgabe.

(a b c d die 4 Farben; A Aß, Daus; K König; D Dame, Ober; B Bube, Wenzel, Unter; V M H die 3 Spieler)

H, der Hinterhandspieler, gewinnt auf folgende Karte ein A-Handspiel (Eichel-Solo) mit Schneider: a10, K, D, 9, 8, 7; dA, K, 9, 8.

Deutsch.

Französisch.

Treff-Zehn, Treff-König, Treff-Dame, Treff-Neun, Treff-Acht, Treff-Sieben, Carr.-As, Carr.-König, Carr.-Neun, Carr.-Acht.

M. hatte Wenden geboten, was V. gehalten hatte, V. wollte ein c-Handspiel machen, da er aber kein As und an Zählkarten nur zwei schlecht gedeckte Zehnen in der Karte hatte, zog er es doch vor zu passen, als H. weiter reizte. Im Skat lag und da Wie sahen die Karten? Wie ging das Spiel?

Lösung der Skataufgabe aus Nr. 39.

V. findet noch dA, drückt dA, 10 (= 21) und da die Gegner alle Farben haben, macht er zwei schlecht gedeckte Zehnen in der Karte hatte, zog er es doch vor zu passen, als H. weiter reizte. Im Skat lag und da Wie sahen die Karten? Wie ging das Spiel? gedrückten 21 Punkten hat der Spieler 61.

Verlag und Druck: General-Anzeiger für Halle und die Provinz Sachsen, Verlag von Gebrüder Huck, Halle a.S. — Verantwortl. Redakteur: Johannes Bronk, Halle a. S.

Hallesche Familien-Blätter

Wochen-Beilage
des General-Anzeigers für Halle und die Provinz Sachsen.

Nr. 41 | **Halle, Sonntag, den 10. Oktober** | **1915**

Wollen befreit; das ist die wahre Lehre von Willen und Freiheit.

Nietzsche.

Die Geigerin.

Skizze von Felix Freiherrn von Stenglin.

(Nachdruck verboten.)

Die Kaffeetafel war unter den Obstbäumen auf dem Rasen gedeckt. Ein warmer Herbsttag — der zweite Kriegsherbst. Wir hatten das Enkeltöchterchen der Gastgeber zur Taufe gebracht. Der junge Schwiegersohn war beurlaubt und konnte dabei sein. Am nächsten Tage sollte er wieder hinausgehen. Reich waren die Bäume behangen mit den schönsten Früchten. Es war ein gesegnetes Jahr. Ein Jahr hohen Stolzes, tiefen Leides. Angehörige von fast allen Gästen waren fürs Vaterland gefallen oder verwundet. So war die Stimmung von gedämpfter heiterkeit. Es klagte niemand, aber alle schmerzte eine Ecke der Erinnerung in ihren Herzen.

Da kam noch eine jugendliche, lichte Gestalt in den Garten, begrüßte das junge Paar, die Eltern und die Verwandten. Ich hatte sie gesehen, als sie Kind war, und nachher nichts wieder von ihr gehört. Sie war eine Gespielin der jungen Frau gewesen. Ich hörte, daß sie eine hervorragende Künstlerin geworden sei. Kürzlich erst war sie von einer Kunstreise nach dem Westen zurückgekehrt. Zwischendurch hatte sie in Lazaretten gespielt; auch in dem Dorort, wo wir uns aufhielten, und wo ihre Eltern wohnten, hatte sie die Verwundeten durch ihr Geigenspiel erfreut. Man erzählte, daß ein leidenschaftliches Temperament in ihrem Spiel zum Ausdruck komme, das jeden fortreiße. Ich sah hinüber. Eine liebreizende Erscheinung, wenn auch keine blendende Schönheit. Ich stelle sie mir vor, wie sie auf dem Podium stand und mit kühnem Bogenstrich ihrem Instrument jene Töne entlockte, die so manchen entzückt hatten. Gewiß sah sie da schön aus mit ihrer jugendlich kräftigen, mittelgroßen Gestalt, dem schönen, dunkelblonden Haar, den nicht großen, aber ausdrucksvollen Augen, der kräftigen energischen Nase, deren Flügel, wenn sie lebhaft wurde, leise zitterten. Und wenn sie lachte, lag eine Welt von Sonne in ihren Zügen. Ich sah sie im Geiste spielen, ich hörte ihr klagen, Schluchzen Flüstern, Jubeln.

Die Tafel hatte sich bereits etwas geleert. Ich saß mit dem Hausherrn am Ende des Tisches. Wir plauderten. Die Geigerin saß ein paar Stühle davon, man redete von gewissen Briefen, die sie erhalten hatte. Es drangen nur einige Gesprächsbrocken zu mir her. Dann sprachen wir zu ihr hinüber. Ein paar Stühle wurden frei, sie rückte nahe zu uns. Nun konnte ich sie genauer betrachten, Wir kamen naturgemäß auf Kunstfragen. Ob sie Lampenfieber habe? fragte ich. Ja, stets, antwortete sie. Ob es ihr auch so gehe, daß sie in der Erregung besser spiele? Das gab sie nur in gewissem Sinne zu. Wenn sie körperlich ganz frisch sei, spiele sie nicht so gut wie mit einer leichten äußeren Abspannung. Dann gerade erhöhe sich ihr inneres Leben. Alles außer ihr müsse verstinken, ihr gleichgültig werden, damit sie sich ganz vertiefen und zu ihren besten Leistungen sammeln könne. Eine Dame tat wieder eine Frage nach den Briefen, von denen vorher die Rede gewesen war. Nun merkte ich auf und erfuhr einiges über das Erlebnis, das mit dem Spiel der Geigerin im Lazarett zusammenhing. Später hab' ich auch einmal die Briefe gesehen, trotzdem die Künstlerin sie eifersüchtig und voller Tat hütete; aber als ich sie sah, hatten die Verhältnisse sich geändert. Aus den Briefen sprach die glühendste Verehrung, sie schienen einen stärkeren Eindruck als alle anderen Huldigungen auf das junge Mädchen gemacht zu haben. Der erste gleich war eine Bitte, die das Herz eigentümlich bewegte.

„Verehrtes Fräulein! Sie verzeihen — ich kann nicht anders, ich muß Ihnen schreiben, muß Ihnen danken. Ich war unter denen, die Sie im Lazarett durch Ihr Spiel beglückt haben. Was ich da empfand kann ich nicht sagen. Mir ist eine ganz neue Welt aufgetan. Ihre Geige war die Zauberin. O, noch einmal! Nur einmal noch! Kommen Sie! Spielen Sie noch einmal! Schenken Sie mir dies Glück! Sie werden mich nicht kennen, aber ich werde Sie sehen, Sie hören dürfen. Wenn ich sterben müßte, ich möchte mir nur eines ausbitten: daß Sie vorher mir ein Lied spielen. Doch ich werde nicht sterben.

Verzeihen Sie, wenn das etwas gekünstelt klingt, ich drücke mich sonst anders aus. Zu Hause sagten sie immer, ich sei nicht zu bändigen, und das Leben werde mir noch einmal tüchtig zusetzen. Ich habe so in dumpfen Trieben hingelebt, es ging mir äußerlich gut, habe genossen, was sich bot, aber das Leben nie sehr geachtet, wenig gelernt, über zarte Regungen gespottet. Da kam der Krieg. Mit Begeisterung ging ich hinaus; diese Zeit der Unruhe — das war etwas für mich. Dann aber bin ich zusammengerüttelt worden, in der Schlacht, bei Entbehrungen und Schrecken und durch gewaltige Empfindungen, die mich packten und nicht losließen. Ich sah, daß es Mächte gab, die über mir standen. Da verlor ich all mein Selbstbewußtsein, war wie erstarrt. . . Hier hat man mir wohlgetan, ich empfand es dankbar, aber ich war und blieb wie zerschmettert. Verlangen hatt' ich eigentlich nach nichts. Gesund werden und zu meinen Kameraden heraus — das war alles, was ich wünschen konnte. Nun haben Sie in mir etwas geweckt, ich ahne Großes und Schönes in der Welt, ich möchte leben, wirklich leben. Ich höre das Rauschen des Meeres in meinen Phantasien und möchte niederknien, ich bin im Wald, und es trillert nun mich der von tausend Jubelstimmen, eine Quelle macht die Begleitung dazu. Warme Sonne hüllt mich ganz ein. Und dann sehe ich ein Paar Augen auf mich gerichtet, muß die meinen niederschlagen, und höre leisen Orgelton. . . . Eine Schwester geht vorüber, es schnürt mir die Kehle zu, ich sah einen Heiligenschein über ihrem Haar. Nehmen Sie mein Geplauder nicht übel, ich bin nämlich noch sehr jung. Sonst weint' ich nur 'mal im Zorn. Wie kam das nur neulich? War's Schwäche? Ich bin vielleicht sehr krank. Aber es ist schön, krank zu sein. Aus Ihrem Spiel klang Sehnsucht, und in mir wecke es Frieden. Walkürens trugen die toten Helden nach Walhall. Es gibt Menschen, die höher stehen, als die anderen. Diese sind die Führer, niemand kennt sie. Das sind die Engel in dieser Welt voll Grauen und Haß. Mir war ein solcher Engel gnädig. Ich glaube, heut' hab' ich Fieber. Vielleicht wär's zuviel für mich, aber ich wußte es Ihnen sagen, wie köstlich es war."

Sie paßten auf . . . Da kam an einem Nachmittag die verschleierte Frau wieder, war abermals so schnell fort, daß man nichts fragen konnte. Duftende rote Rosen steckten am Briefkasten, ein Briefchen lag darin. Diesmal nur wenige Zeilen.

„. . . Morgen werde ich operiert. Einen Gruß noch vorher. Antwort werd' ich ja nie bekommen, und doch — wenn es sein könnte . . . Komme ich durch, so lasse ich von mir hören, selbst auf die Gefahr hin, daß Sie mich auslachen. O, der warme Sommer! Die Flut von Licht! Morgen muß es nun sein, und ich schreibe, sobald ich kann. Wenn ich nicht schreibe — — —

So segne Sie Gott! Und wandeln Sie durch die Welt wie einer seiner Engel. Und denken Sie mein . . . "

Die Handschrift war unleserlicher als sonst. Nun war es Herbst. Die letzten Rosen. Die letzten Früchte. Erinnerung und Verbeiung.

Wir saßen unter dem großen Apfelbaum. Dort hinter jenem Fenster schlummerte der Täufling dem Leben entgegen. Wir plauderten. Ich kannte den Inhalt der Briefe damals noch nicht, wußte nur, daß der Verwundete auf geheimnisvolle Weise ein paar expreifende Briefe mit Blumen geschickt habe und dann verstummt sei.

„Vielleicht ganz gut", sagte ich da. „An solcher Bekanntschaft aus der Ferne ist die Ferne manchmal das Beste. Eine Wolke von schönen Illusionen — vielleicht ganz gut so."

Da schlug die Geigerin die Augen nieder und wurde sehr rot.

„Ach nein", erwiderte sie leise. „Er schrieb ja, daß er operiert werde, und wenn es gut ginge, wollte er von sich hören lassen. Und nun —"

„Wie lange ist es her?"

„Drei Monate."

„Der arme — — der glückliche Junge!"

Es wurde kühl unter den Bäumen. Der Herbstabend kam. Das junge Mädchen ging nach

Gedenktage der Woche.

10. Okt. 1791 † Der Dichter Christian Friedrich Daniel Schubart in Stuttgart (* 1739).
1858 † Der Schriftsteller Karl August Varnhagen v. Ense in Berlin (* 1785).
1861 * Der Nordpolfahrer Fridtjof Nansen bei Christiana.
1867 † Der Dichter Julius Mosen in Oldenburg (* 1803).

11. Okt. 1531 Der schweiz. Reformator Ulrich Zwingli fällt bei Kappel (* 1484).
1616 * Der Dichter Andreas Gryphius zu Glogau i. Schles. († 1664).
1841 * Der Komponist Friedrich Hegar in Basel.
1870 General v. d. Tann erobert Orléans.

12. Okt. 1855 * Der Dirigent Artur Nikisch zu Szent-Miklos i. Ung.
1896 † Der Komponist Anton Bruckner in Wien (* 1824).
1898 † Der Schriftsteller Theodor Gsell Fels in München (* 1819).
1909 Beginn des Südafrikanischen Krieges.
1906 † Der schwed. Schriftsteller Alfred Hedenstierna in Stockholm (* 1852).
1911 † Der Romanschriftsteller Gustav Foerter in Breslau (* 1839).

13. Okt. 1821 * Der Philolog und Anthropolog Rudolf Virchow zu Schivelbein in Pommern († 1902).

14. Okt. 1806 Siege Napoleons I. und Davouts über die Preußen und Sachsen bei Jena und Auerstedt.
1813 Einleitung zur Schlacht bei Leipzig: Reitergefecht bei Liebertwolkwitz zwischen Franzosen und Alliierten.

15. Okt. 1844 * Der Philosoph Friedrich Nietzsche in Röcken bei Lützen († 1900).
1852 † Der Dirnvaler Friedrich Ludwig Jahn in Freyburg a. U. († 1778).

16. Okt. 1553 † Der Maler Lukas Cranach in Weimar († 1472).
1726 * Der Kupferstecher Daniel Chodowiecki in Danzig († 1801).
1759 * Der Schriftsteller Adolf Frhr. v. Knigge in Bredenbeck († 1796).
1813 Völkerschlacht bei Leipzig: Kämpfe bei Wachau, Möckern, Lindenau
1827 * Der Maler Arnold Böcklin in Basel († 1901).

Wer bin ich? Ein Kriegsfreiwilliger vom Regiment Graf J."

Mit einem Blumensträußchen hatte der Brief im Briefkasten gesteckt.

Nach dem Konzert kam der zweite. Die Geigerin hatte der Bitte nicht widerstehen können und noch einmal gespielt. Am Tage darauf hatte eine Hausbewohnerin eine verschleierte Dame am Briefkasten gesehen. Sie war so schnell wieder verschwunden, wie sie gekommen war. Die Geigerin öffnete und fand einen überschwenglichen und manches erklärenden Dank.

„. . . Sie werden mich nicht verspotten, wenn ich Ihnen sage, daß ich gestern geweint habe. Ach, und dabei müßten Sie mich kennen! Ja, was sprach da nur aus Ihrem Spiel? Sehnsucht? Ich glaube. Und ein Herz voll unendlicher Güte.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853235-19151010010/fragment/page=0001

Hause, und auch wir brachen auf. Ein eigener Duft von Glück und Weh lag über dieser Welt, die unter Schluchzen jubelt wie eine von Meisterhand gestrichene Geige.

Die Sühne.

Skizze von Charlotte Malten-Halle.

Düster flackerten die Kerzen an den hohen Kandelabern, die zu Häupten der Leiche standen und hauchten einen trügerischen Schein von Leben auf das bleiche, stille Antlitz, das wie schlafend in den weichen Seidenkissen ruhte. Der alte Diener, der in einem Winkel des weiten Gemaches einsam die Totenwacht gehalten, stand seufzend auf, die hohen Fenster noch weiter zu öffnen. Weiche, balsamische Nachtluft strömte herein, und der Duft der blühenden Linde, deren Zweige wie sehnsüchtig ausgebreitete Arme sich zu den Fenstern emporreckten, wehte süß und berauschend, wie ein lockender Gruß des Lebens in den Raum. Der Mond übergoß den schlafenden Park mit seinem milchigen Glanz; die Tannengruppe drunten auf dem weiten Rasenplatz glich einer düsteren Trauerversammlung und die Rosenbüsche daneben sahen aus wie ein Hügel, den Abtrende Hände mit Blüten bestreut.

Der alte Georg schauerte zusammen und wankte müden Schrittes in das Gemach zurück, wo er in kummervoller Betrachtung vor der lieblichen Toten stehen blieb. „So jung, so schön, so reich und begehrt — und doch gestorben durch eigene Hand" murmelte er und schüttelte tränenden Auges den alten, weißhaarigen Kopf. „Ein Rätsel ist's, das ich nicht lösen kann. Leoni, Kind, hast doch sonst Vertrauen gehabt zum alten Georg! Hab' doch auf meinen Armen gesessen, hab' so manche Kindertränе dir getrocknet und hier — hier gingst du allein deinen Weg — hätte ich alter Geselle nicht einen Answweg finden können? Und morgen beim Hochzeitstag! Gott, o Gott, — das Mahl ist gerichtet und die Gäste geladen. Die Braut ist geschmückt — doch der sie heimführt, ist der Tod. Leoni, Kind, bringst mich um die letzte, große Freude. Wollte die Schleppe dir tragen, du schönste aller Bräute; ach, wie ich alter Narr mich freute auf den Augenblick, da du, stolz wie eine Königin, die Treppe herabsteigen würdest." — „Da ist er, der schimmernde Atlas" — rief er, plötzlich aufschluchzend und an dem Sarge in die Knie sinkend. — „Du duftest die Myrten und die Rosen — aber du bist stumm und bleich und morgen, morgen schon deckt dich die kühle, dunkle Erde."

Ein langgezogener Pfiff vom Garten her ließ ihn jäh auffahren aus seiner schmerzlichen Versunkenheit. Er lauschte. Da, noch einmal — dicht unterm Fenster war's. Er sprang auf und beugte sich hinaus. — — „Georg", rief eine gedämpfte Stimme von unten — „schnell, öffnen Sie mir das Tor! Ich bin es, Edwin Bogenhardt, — ich muß sie sehen, sprechen!" — Der Alte stand einige Augenblicke unschlüssig. Der Bruder ihres Verlobten? Was wollte der so mitten in der Nacht? Seit Tagen war er verreist gewesen; vielleicht ist er eben erst heimgekehrt, hat das Schreckliche vernommen und will nun mit eigenen Augen sehen, ob es wahr sei? — Aber warum dann jetzt? Konnte er nicht morgen kommen, mit den andern? — — Energisch rafft er sich auf; er will ihn einlassen und alles wird sich aufklären.

Lautlos bewegt sich das Tor in den Angeln. Ein schlanker Mann tritt aus dem Schatten der Bäume. An dem alten Diener vorbei betritt er schweigend die weite Halle und wartet, bis dieser das Tor wieder geschlossen hat. Dann, als sie die teppichbelegten Stufen emporsteigen, fragt er, indem er stehen bleibt, mit fast heiserer Stimme: „Georg, ist es wahr? Sie ist tot?" — Und flüsternd kommt die Antwort: „Sie starb vor zwei Tagen durch Gift, das sie selbst in ihren Nachttrunk schüttete." — Der andere wankt; seine Hände umklammern das Geländer. Der Alte will ihm beispringen, doch Edwin Bogenhardt wehrt ab: „Ist schon gut — eine Schwäche — führen Sie mich zu ihr, Georg!"

Sie stehen an der Tür des Totenzimmers und überschreiten geräuschlos die Schwelle. Das junge, schöne Gesicht, um das sich weich die schwarzen Locken schmiegen, leuchtet wie eine zarte, fremde Blüte aus dem Kranz der Lorbeerbäume, die den Sarg umgeben. Und ihr herber Hauch mischt sich mit dem Duft der Linden, der Myrten und Rosen zu einem fast betäubenden Wohlgeruch. Diskret, lautlos schließt der Alte die Fenster, indes der Jüngere starr und fassungslos der Leiche gegenüber steht. Und plötzlich — ein erstickter Aufschrei, ein Fall, und er liegt neben dem Sarge auf den Knien, das blonde Haupt in den schimmernden Atlas der Decke gedrückt; nur sein wildes Schluchzen unterbricht die nächtliche Stille.

Georg steht wie gelähmt. Dann fährt seine Hand zitternd, tastend über das weiße, spärliche Haar. Wie ist ihm denn? Dies dort ist Edwin, Dr. der Rechte, der Jüngere der Brüder; der Blonde mit dem hübschen, leichtfertigen Gesicht. Und der gestern hier stand, stumm und gefaßt, der die bleichen Rosen dort auf die Decke gestreut, ohne Träne, ohne ein einziges fragendes Wort — das war doch Heinrich Bogenhardt, der schöne, ernste, dunkelhaarige Mann, der reiche Fabrikherr und Bräutigam der reizenden Leoni? — — Nun und?

Tote Turkos im Walde.

Von Rudolf Rieth.

Aus grüner Lichtung bricht ein Schrei von Farben.
Blau, gelb, carminen tupft es kraus den Plan:
Exotisch Tuchwerk zwischen Ginstergarben —
Und Nachtes, bronzestarr und ekel aufgetan.

Gleich angeputzten Gaufeln oder Affen
Scheußlig hingewälzt liegt es im Gras:
Gefall'ne Turkos! Still —, noch gloßt im schlaffen
Auge ihr toter Blick wie blindes Glas.

Fäuste verkrampft. Ein fahles Zähneblecken
Sperrt breit die Mäuler unter off'nem Hirn —
Tau hängt im wirren Haar. Schmeißfliegen schlecken
Gummsend das schwarze Blut von Hals und Stirn.

Betrogen Volk, um schlechte Wohlfat büßend
Die frohe Tierheit, die ein Gott euch gab . . !
Schon klirren Spaten her. Gluht Nacht .. Und grüßend
Ehrn kalt die Sterne über eurem Grab.

Du nichts erstarkt, als für die Söhne müder
Kulturen zu verbluten, liegt ihr da —.
Wo weit denn hin, trübste der Menschenbrüder,
Im weißen Traum von eurem Afrika?

Was gab diesem hier das Recht zu trauern, wie er es tat? Zu ihrem Sarge zu knien wie einer, der Unermeßliches verloren?

Unwillig, harten Schrittes trat er näher. Der andere erhob sich verstört, schritt wankend zu einem Stuhl her abseits stand und ließ sich schwer darauf nieder. Scheu streifte sein Blick das kummervolle Greisengesicht und endlich tat er flüsternd die Frage: „Hinterließ sie nichts, Georg, — kein Blatt Papier, kein einziges geschriebenes Wort?" Der Alte neigte sich zu dem Fragenden hinab, als ob er einen Lauscher fürchtete: „Ein kleiner Zettel war in ihrer Hand, als wir sie fanden; in ihrer Schrift enthielt er nur die Worte: „Aber die Liebe ist stärker als der Tod." —

Edwin stöhnte auf und verbarg das Gesicht in den Händen; der Alte stand finster schweigend neben ihm. Plötzlich hob der Jüngere den Kopf. „Willst du wissen, Alter, warum sie starb? Weil der, den sie geliebt, ein Schurke war." — Der alte Diener trat erschrickt von ihm hinweg. „Eine harte Anklage, Herr Doktor! Noch niemand sagte Böses von Herrn Heinrich, Ihrem Bruder." Der andere lachte — ein kurzes irres Lachen. „Auch ich tat's nicht, sei ruhig, Alter! Der, den sie liebte, ist nicht so hochgeehrt in dieser Stadt — ich war's, ich selbst — und die dort ruht, die starb um mich!" — Fassungslos stand der Alte vor dem leidenschaftlich Erregten, der flüsternd weiter sprach, wie einer, der eine schwere Last sich von der Seele wälzen muß.

„Du hast nicht darum gewußt, nein, nein, du alter Getreuer, du darfst ganz ruhig sein. Still und verschwiegen, wie die Nächte, die unser heimlich Glück verbargen, war unsere Liebe. Oft kam ich, oft, wenn alles schlief — es war ein Schurkenstreich, ich weiß — und dennoch, sag' mir den, der noch gezaudert hätte, wenn ihre Sehnsucht rief. Ueber die Hintertreppe kam ich — zur kleinen Tür, die in den Garten führt, verwahrte ich den Schlüssel; wie manches Mal stand sie hier oben und lauschte nach mir aus! — Nichts mich, Alter, richte mich, wenn du kannst! Das schöne Mädchen unserer kleinen Stadt, das reichste, das begehrteste dazu — und meines stolzen Bruders stolze Braut — — und dennoch mir ergeben mit jeder Faser ihres Seins. Sie liebte meinen Bruder nicht. Vor zwei Jahren, kaum 17jährig, ward sie ihm versobt, daß Reichtum hübsch bei Reichtum bleibe. Ich war noch auf der Universität damals, ein etwas flotter Studio, der seinem tugendhaften Bruder so manche sorgenvolle Stunde schuf. Dann kam ich heim. Auf einem Hausball sah ich sie zum erstenmal als meines Bruders Braut. Er selber führte mich ihr zu — wie eine Schwester kam sie mir entgegen, — ich sah in ihre Augen und war wie trunken in ihrer Nähe. Da fing es an, das frevelhafte Spiel. Wir liebten uns seit jener Stunde, — ich, das gestehe ich, vielleicht nur mit der flatterhaften Liebe eines Schmetterlings, — sie, mit der tiefen, heißen Frauenliebe, die größer ist, als alle Vernunft.

Und näher kam der Tag, der sie dem ungeliebten Mann vermählen sollte. Da kam es wie Verzweiflung über sie. Dem Vater warf sie sich zu Füßen, ihn anflehend, sie von der Fessel zu befreien, die man als ahnungsloses Kind ihr angelegt. Er wies sie hart und streng zu ihrer Pflicht zurück. Er drohte, sie aus dem Orte zu verbannen; zu seiner alten, mürrischen Schwester wolle er sie schicken, bis sie zur Vernunft gekommen sei.

Danach beschwor sie mich, mit ihr zu fliehen; in London könnten wir uns trauen lassen. Ihr, von der Mutter ererbtes Vermögen gestatte uns zu leben, bis ich mich irgendwo als Rechtsanwalt niedergelassen, wir eine Praxis gegründet habe. „Führe mich, wohin du willst" — so schloß sie stürmisch — „und sei es in Armut und Not, da, wo du bist, wird meine Heimat sein!" — Er schwieg und ging erregt mit raschen Schritten durch den Raum. „Hätt' ich's getan!" — rief er, stehen bleibend, und unendliche Qual entstellte sein junges Gesicht — „dann lebte sie und ich wäre ein ehrlicher Mann! Aber nein, da stand die Selbstsucht auf in mir, die elende Angst vor Sorge und Entbehrung — und von meinen Sinnen wich der Rausch. Ich hatte plötzlich nur den einen Wunsch, mich glücklich aus dieser Schlinge zu lösen, die mich für alle Zeit zu fesseln drohte. So sagte ich ihr, daß es sehr unklug von uns wäre, auf alle Vorteile, die uns die Heimat bot, so kampflos zu verzichten. Ihr Vater würde sie enterben; ich selbst entäußerte mich all der Aussichten, die meine Praxis mir hier, wo ich bekannt und angesehen sei, eröffnet hätte. „Was tut's," — stüsterte ich der verzweifelt Blickenden ins Ohr — „wenn du den Namen nach das Weib des Bruders bist? Du Thörichte bist ja mein — und wenn die Zeit gekommen ist, wenn unsere Zukunft auf festen Füßen steht, dann soll die Schranke fallen, die uns trennt. Bis dahin laß uns klug sein und stumm, wie das Grab." —

Ich sah den Blick des Entsetzens, mit dem sie mich jäh aus ihren Armen ließ, sah den Stolz, den heiligen Zorn aufflammen in ihrem schönen, leidvollen Gesicht. Und wie sie schweigend nach der Türe wies, da sah ich plötzlich meine Schuld, wie sie riesengroß, unsühnbar vor mir stand. Die verächtliche Erbärmlichkeit meiner Handlungsweise klaffte, ein ungeheurer Abgrund, zwischen ihr und mir.

Ich irrte durch die Straßen, planlos, ohne Ziel. Der Morgen graute, als ich heimging, meinen Koffer packte und mich zum Bahnhof fahren ließ. Dann im Eilzug nach München. Ich hatte dort ein paar Freunde; ich wollte vergessen, mein Gewissen betäuben — — vergebens. Wie ein Traumwandler schritt ich durch die buntbelebten Straßen; der Blick, der letzte mit dem sie mich angesehen, der Blick voll unsäglicher Verachtung ließ mich nicht los. Da kam das Telegramm: Leoni tot — komme sofort — Heinrich. — Guter Alter, kannst du ahnen, was ich litt? Leoni tot! Zerbrochen die holde Blüte durch meine Schuld. — Ich bin gereist Tag und Nacht. Von Reue gepackt, von Angst verzehrt, von Fieberschauern geschüttelt — so kam ich endlich an. Und nun, ich fühl's: ja, ihre Liebe ist stärker, als der Tod! Weil sie trotz alledem den tief Verachteten noch lieben mußte, warf sie das Leben hin. Dies mein Bekenntnis, guter Alter — ich war dir's schuldig, denn ich weiß: du hast sie lieb gehabt."

Georg legte sanft die welke Hand dem ganz Gebrochenen auf das blonde Haupt. „Habt Dank, Herr Edwin, für das Vertrauen. Ein jedes Eurer Worte wird bei mir begraben sein. Doch nun müßt Ihr erwachen, schon bricht der Morgen an. Geht heim, ein neues Leben zu beginnen, ein besseres — dann wird Euch Gott dereinst ein gnädiger Richter sein."

Der andere hob das Haupt. „Ja, ich will heimgehen, gleich, lieber Alter, geb' ich heim. Doch zuvor — das Blatt Papier, d'rauf ihre letzten Worte standen — kannst du es mir bringen?"

Der Alte nickte stumm und ging hinaus. Kaum hatte sich jedoch die Tür hinter ihm geschlossen, da krachte ein Schuß durch die nächtliche Stille; Edwin Bogenhardt lag mit durchschossener Brust zu Füßen der stillen Schläferin. Mit einem Wehlaut stürzte der treue Diener zu ihm hin, hob das bleiche Haupt empor und bettete es sanft auf seinen Knien. Da schlug der Sterbende noch einmal die Augen auf. „Das ist — die Sühne — Georg; mein Leben für das ihre." — Und dann, mit einem tiefen Atemzug: „Ich komme, Leoni — ich komme! Ja — stärker als der Tod — ist — die Liebe." — — —

Oberleutnant Bernhard.

Von Hermann Horn-München.

(Nachdruck verboten.)

An zwei borkigen Föhren vorüber, hin und her wie der eigensinnige Lauf eines vielfach gekrümmten Baches, liefen die Schützengräben im Zickzack durch das Gelände. In einem riesigen Bogen gingen sie um einen gelben Lehmberg. Und alle standen sie voll grauer Pickelhauben, und überall lagen die Gewehre mit den blanken Bajonetten davor auf der Brüstung, und die schweren Schuhe scharrten leise auf den ausgehauenen Stufen im Graben, auf denen man sonst zu sitzen pflegte. Die Küpfe waren vorgebeugt, und die Tornister zogen den Rücken nach hinten.

So standen sie und warteten, daß der Berg da drüben in die Luft fliege.

„Blitzlichtaufnahme" sagte einer und konnte die Worte nicht weiter sprechen und hatte den witzigen Gedanken nur wie eine Grimasse um den Mundwinkel, bis sie verschwand und unterging in einer leise kauenden Bewegung der Lippen, und alles wieder Spannung war.

Da begann drüben am Hügel das Maschinengewehr zu ticken und den Graben abzusuchen, daß sie alle in die Kniekehle gingen.

Ein Gefreiter sah seinen Nachbar mit weitgeöffneten Augen an: „Hä — wenn der's wüßte — "?

„Ha — ha — hockt auf zweihundert Zentnern Dynamit — —"

„Herrgott, verdamm mich, die Mäuse müssen aus dem Schweizerkäse", sagte ein Unteroffizier.

Aber dann schwieg das Maschinengewehr, sie erhoben sich wieder und sahen nach dem gelben Berge hinüber. Die Sonne brannte auf die Stacheldrähte vor den feindlichen Gräben, die zwischen Büschen und Bäumen lagen, als schützten sie einen friedlichen Garten. Ein kleiner Vogel schwänzelte auf einem Draht, putzte sich eifrig das Gefieder und schwang sich davon in die Luft.

Sie warteten und hatten bleiche Gesichter. Der Atem ging leise und schwer auf und nieder wie die verhaltene Glut der Sonne in der Luft spielt. Mitunter umfaßnnte eine Hand den Gewehrkolben — jeder hörte die Stille der Leidenschaft, und ein Hauch von Tod und Leben umwehte sie geheimnisvoll und verband sie mit unerforschten Mächten.

Auf einmal erhob sich der unterminierte Lehmhügel. Leicht fuhr er ein Stücklein in die Höhe wie der Deckel einer Truhe sich etwas erhebt und krachend herunterfällt. Jetzt wirbelten die Staubwolken, und nun platzten die Granaten der Munitionslager und suchten sich jede ihr eigen Erdloch, daß ein feuerspeiender, schrecklich wütender Trümmerhaufen sinnlos mit Blitz und Donner um sich schlug.

Und mitten im Toben waren die hellen Hörner der deutschen Truppen und bliesen zum Angriff.

All die Gestalten kletterten über die Ränder der Gräben, das Gewehr in der Rechten, liefen sie geradeaus gegen den Feind.

Der schien erstarrt vor Schrecken, und kein Schuß fiel aus seinen Reihen. Schon sahen deutsche Augen auf englische Mützen hernieder, da fuhr zwischen die deutschen Soldaten brüllendes Feuer aus der Erde, den Unteroffizier und Gefreiten zerriß es mit vielen anderen in Stücke und zerstreute die Körper in die Luft; Steine und Erdbrocken prasselten ringsum, und jetzt spien auch die englischen Gewehre ihr Feuer aus und mähten deutsche Leiber.

„Nieder!" schrie einer, und was noch stand, warf sich zur Erde.

Dicht über den Liegenden hin sausten die englischen Kugeln, strich das Feuer des Maschinengewehrs in unermüdlicher Folge und hetzte die bebenden Leiber an den Boden.

Die Verwundeten zuerst, dann auch die andern hälzten sich langsam zurück in die verlassenen Schützengräben. Dort drehten sie sich wieder gegen den Feind, das Gewehr auf der Brustwehr und sahen finster auf ihre Waffen.

Da sprang Oberleutnant Bernhard als Letzter in den Graben zurück.

„Zum Donnerwetter, was ist das, daß ihr zurückgeht!"

Er hatte bis zuletzt vor dem feindlichen Drahtverhau gelegen und drei Handgranaten hinübergeworfen, denn hatte er erst bemerkt, daß die Mannschaft es nicht mehr aushalten. Er war den anderen vorausgewesen, hatte durch die Flatterminen nicht gelitten und war vom Erfolg frisch und siegesgewiß.

„Sollen die anderen ihre Schützengräben bekommen und unsere Kompagnie nicht ihren Teil?"

Aber sie schwiegen alle und senkten finster den Blick zu Boden, und gerade als der Oberleutnant weiter reden wollte, streckte sich ein blutüberströmter Kopf neben ihm über den Schützengraben, und sie mußten den Verwundeten hereinziehen und verbinden.

Darauf kamen noch zwei überlebende Leutnants von der Kompagnie. Der Hauptmann war gefallen, und sie stellten sich stumm neben ihren Vorgesetzten, der jetzt die Kompagnie führte.

Bernhard war das unerträglich, und er wandte sich an die Mannschaft.

„Wer geht freiwillig mit mir? — Ich brauche zwei, die mir die Handgranaten reichen."

„Jeder geht mit", murrte der Soldat, und der Oberleutnant konnte von allen die zwei gerade Vordersten wählen.

Das Gewehr über den Rücken, die Brust voll Wurfstäbe, die brennende Zigarre zum Aufstecken der Lunten im Munde, sprangen sie die Schützengräben entlang.

Bernhard war ein Ingenieur und junger Hochschullehrer, groß, breitschultrig und bewegtich.

Er führte die zwei zu einem alten, abgeräumten Graben voll Wasser. Der zog sich gegen die Stellung der Engländer und war von allen vergessen.

Einen Augenblick horchten sie, dann schlugen sie die Hauen in die Erde, schoben die Sandsäcke zur Seite und ließen das Wasser strömen, das ihnen noch bis zu den Hüften ging.

Und wie er die Füße einen um den andern langsam im Wasser fortbewegte und, den Kopf gebückt, die Wurfgranate in die Hand nahm, kam über den Oberleutnant eine kühle, hartnäckige Begierde, die Vorsicht und Mut mit Lust verband. Er fühlte die Kraft seines Körpers, die Beweglichkeit seiner Sinne und die Gefahren verachtende Unerbittlichkeit des Willens.

Vom Ende des Grabens waren noch zwanzig Schritte bis zur englischen Linie. Erst kamen Stacheldrähte und dahinter die Brustwehr.

Wenn sie dicht bis dorthin kamen, konnten sie die Handgranaten in die feindlichen Gräben werfen und die Engländer langsam vor sich hertreiben und ihre Stellung säubern.

Geradeaus sahen sie keinen Feind. Schräg links gewahrte man den Kopf eines englischen Soldaten auf breitsig Schritt. Er sah nach den Deutschen hinüber. Zuweilen blinzelten seine Augen oder er leckte sich rasch die Lippen ab.

Der eine Soldat sollte auf den Kopf anlegen und Feuer geben, wenn er herübersah oder andere sich zeigten. Der zweite sollte mit Bernhard am Drahtverhau entlang kriechen und ihm die Handgranaten reichen. Zur Deckung wollte jeder einen Sandsack vor sich herrollen.

Aber sie ließen die Säcke gleich liegen, denn sie waren morsch geworden, verloren ihren Sand und machten zuviel Geräusch. Außerdem störte es, sie mußten auf ihre Zigarre, die Granaten und das Gewehr acht geben.

Noch zehn Schritte war der Oberleutnant vom Feind, da krachte hinter ihnen das Gewehr und er warf rasch die erste Granate.

Wie ein Ball im leichten Schwunge flog sie und platzte krachend über dem Stacheldraht. Man hörte Schreie, Getrampel und Flüche, und hinter ihm repetierte der Kamerad dreimal.

Da krachen sie rasch auf allen Vieren bis an die Stacheldrähte und der Oberleutnant konnte noch drei Granaten werfen, während sie sich langsam auf dem Bauche an die Brustwehr forschoben.

„Dicht bei sind sie, dicht bei!" brüllte drei den Englischen eine Stimme.

Fünf Gewehre schoben sich weit über den Grabenrand. Man sah deutlich das braune Holz und das schwarze Eisen mit den runden Mündungen, das rote Feuer und wie sie im Rückstoß in die Höhe sprangen.

Zwei Granaten warf Bernhard und, als er, ohne sich umzuschauen, die Hand nach der nächsten ausstreckte, ward sie nicht mehr gefüllt. Die Gewehre waren verschwunden. Aber auch sein Begleiter lag still.

Da drehte sich der Oberleutnant langsam um. Sein Kamerad war, den Kopf tief ins Gras gewühlte Erdreich versenkt, tot.

Er sah ihn nicht an, dachte nur im Geknatter der Gewehre eine große Fliege brummen, wie es ihm die Handgranaten vom Leibe reßtelte.

Nachdem das getan, drehte er sich um und sah nach den deutschen Schützengräben hinüber.

„Kommen sie noch nicht?" — dachte er.

Da raschelte es hinter ihm und eine Hand griff nach einer Granate.

„Ich bin's, Herr Oberleutnant", hörte er den zweiten Soldaten sprechen. „Ich meine, die anderen kommen schon."

Sie müssen mich sehen, dachte Bernhard, holt sich auf die Kniee und warf von neuem rasch hintereinander weit nach links in die feindlichen Linien zwei hart explodierende Ladungen.

Und als er sich im Lärm umsah, war das Gelände voll kleiner, brauner Hügel, die sich langsam fortbewegten.

Da lachte sein Herz, er warf sich auf den Rücken, um die Seinen besser im Auge behalten zu können, und schob sich wieder vorwärts den Graben entlang, noch einmal und noch einmal seine Granaten versend.

„Nur ruhig", schrie er den Deutschen zu, „uns nicht zu hoch geschossen."

Er sah schon deutlich ihre Gesichter unter den Helmen und wie sie die Gewehre mit den blinkenden Bajonetten vorschoben. Und plötzlich brüllte ihre Hurra über's Feld und warfen sich mit ihren Leibern dem Feinde entgegen. Da fühlte er einen Augenblick lang in einer tiefen Freude sein Herz rascher klopfen. Und dann lagen sie neben ihm, und ihre Drahtscheren knackten durch das Eisen des Stacheldrahtes.

Der Oberleutnant erhob sich als erster und sprang mit einem gewaltigen Satz über den Graben und rannte quer hinüber, um die in den Laufgräben rückwärts jagenden Engländer abzufangen.

Da standen sie auch schon mit bleichen Gesichtern, unruhig gehenden Augen und hoben die Arme hoch.

Hundertundzwanzig fingen sie noch und hatten ihr Stück Schützengraben, wie weiter rechts und links die andern deutschen Truppen.

Der Angriff war geglückt.

Oberleutnant Bernhard meldete keine Einzelheiten, alles kam zu natürlich aus seinem Leben, als daß es ihm als etwas ganz Besonderes schienen wäre; so bekam er nicht mal das Eiserne Kreuz dafür. — Er schrieb nur nach Hause und erzählte es: Wie war's wie damals, als Ihr mit dem Segelboot davon fuhrt, und ich ins Wasser sprang und mich am Tauende nachschleifen ließ, bis Ihr sagt, daß ich da hinten bing. Ich hatte meinen Willen gehabt. Die Kleider sind freilich auch diesmal futsch gewesen. Herrgott hatte ich Hände!"

Wie die Magd, so die Frau.
Bauernregel.

Aus der Welt der Frau.

Junge Mägde, magere Küche.
Bauernregel.

Die Witwenversorgung in sozialer und ökonomischer Beleuchtung.

Von Olly Schwarz, Wien.

In dem unabsehbaren Zug der Fürsorgebedürftigen nach dem Kriege reihen sich neben den invaliden und maroden wackeren Krieger sowie den Opfern jener Länder, in denen die Kriegsfackel Haus und Hof anzündete, Glück und Wohlstand zerstörte, auch die große Menge der Kriegswitwen an.

Schon in Friedenszeiten verursachte das Problem der Witwenversorgung die größten Schwierigkeiten, ganz besonders für den Mittelstand. Die kleinen Pensionen oder Renten und Erziehungsbeiträge reichten längst nicht mehr aus, den immer steigenden Lebensunterhalt zu decken. Die geringe Qualifikation zur Berufstätigkeit älterer, nicht vorgebildeter Frauen verschließt ihnen zumeist die Möglichkeit, sich aus eigener Kraft eine Existenz zu schaffen. Um wieviel schwerer wird es nach dem Kriege sein, wenn sich nicht nur der Kreis der Witwen vergrößert haben wird, sondern die bisherigen Möglichkeiten, wie staatliche Sinekuren 2c. durch weitere Umwälzungen eine starke Reduktion erleiden.

Das Mitleid für die allein zurückgebliebenen Frauen erfüllt die öffentliche Meinung in hohem Grade, und es fehlt schon heute nicht an Mitteln

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853235-19151010010/fragment/page=0002